

Im grünen Wagen

Autor(en): **A.S.-K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **27 (1923-1924)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664912>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das zweitwichtigste Gewerbe bei den dunklen Naturvölkern ist die Holzarbeit. Da gibt es Tischler, welche sehr sehenswerte Bettgestelle fertigen; Drechsler, die mit einfachem gebogenem Rundmesser gediegene Arbeit liefern; Schnitzer, die gar nicht üble menschliche und tierische Figuren schaffen; Waffenarbeiter, die kleine Wurfkeulen und handliche, gewaltig große Kampfschlegel aus härtestem Holz arbeiten.

Die Töpferei und Korbflechterei liegt in den Händen der Frauen. Sie fertigen kleine Kochgeschirre, größere Wasserkrüge und unglaublich große — Tabakspfeifen. Das Flechtgewerbe bringt Körbe, Matten, sogar ganze Hütten.

Die Instrumentenmacher einiger Stämme schwärmen für Riesentrommeln. Ein hohles Baumstück wird beidseitig mit ungleich dicken Fellen bespannt. So ergeben sich zwei Töne, ein tiefer voller und ein dünner höherer. Andernorts sind Hörner mit Stoßton beliebt, dann Flöte und Leier. Auch primitive Guitarren sind zu finden. Alle diese Instrumente geben eine einfache durchaus „menschliche“ Musik. Doch die Pauken und Riesentrommeln, in Verbindung mit dem begleitenden Gebrüll der Sänger und Sängerinnen verschaffen einen Genuß, dem selbst der nervenruhigste Forscher auf die Dauer unmöglich „widerstehen“ kann. Fast hätte ich

ein Gewerbe vergessen: Spinnerei, Weberei, Stoffverfertigung. Es tut mir leid — ich muß mit Scham gestehen, daß der Neger auf diese Kleinigkeiten gar keinen Wert legt. Er geht und steht, wie ihn der liebe Gott erschaffen hat. Bei manchen Stämmen tragen die Frauen, hin und wieder auch die Männer einen Schurz, dessen schmales unteres Ende zwischen den Füßen durchgezogen wird. Andernorts trägt man einen Baststoff, gefertigt aus Baumrinde, der als Bauchbedeckung um die Hüften festgemacht wird. Alle diese Bekleidungsversuche sind die Ausnahme von der Regel. Dort, wo Missionare ihre Pfleglinge mit Kleidern beschenkten, machten die Erfreuten ein längliches schmales Gebilde daraus, befestigten es am Rücken, so daß sie dann einen langen Schweif nachzogen. Die wenigen Missionsstationen, wo es den Missionaren gelang, Frauen und Männer zur Bekleidung zu bewegen, haben gegen die große Masse gar nichts zu bedeuten. Umso weniger, als auch diese Leute die Kleidung gerne von sich werfen, sobald der Missionar sie — nicht sehen kann.

Wozu Kleidung tragen? Dieses Zeug würde doch nur den Schmuck der Schenkel, Arme und der Brust verdecken. Und dagegen wehrt sich die liebe Eitelkeit, welche die erste Tugend der schwarzen Frau ist.

(Fortsetzung folgt.)

Freudigi Erwartig.

Min Schaß chunt hüt z'Abig
Es Stündli zu mir,
Ich nim en i d'Kuchi
Zum Herd und as Für.

Mer lueged i d' Flamme
Und blased i d' Gluet
Und lached, wenn's Fürli
Si Wärmi vertuet.

Mer gänd enand d'Händli
Und lueged is a,
Und jedes cha s'ander
Im Herze verstaß.

Mer schwäzed ganz lislig
Vo Liebi und Treu,
Ist s'Stündli vergange. —
So gaht er denn hei.

A. Morf-Hardmeier.

Im grünen Wagen.

Wie oft führen uns kleine Begebenheiten weit zurück in unser Leben und stehen Erlebnisse vor unseren Augen, so lebendig und klar, wie wenn deren Hauch jetzt noch in uns nachzitterte. Wir erkennen daraus, daß alles, was wir als wirklich „lebende durchgemacht, ein Teil unseres selbst“ wurde.

Nach ungewöhnlich heißen Maitagen, wo die

Natur, wie wach geküßt, herrlich erstanden, kommt plötzlich ein kalter Wind, bringt Regen und Schnee, gerade als ob der Winter wieder einziehen wollte. Auf dem großen Dorfplatz sind seit einigen Tagen Seiltänzer und warten auf warme Tage, um ihre Kunst vorzuführen, die ihnen das tägliche Brot bedeutet. Fröstelnd mache ich meine Einkäufe, der Metzger spricht

im geschäftlichen Plauderton über das schlechte Wetter, ich stimme ein und bedaure es für die Seiltänzer, die dadurch geschädigt sind. „Oh, das hat ja nichts zu sagen,“ sagt mit überlegenem Ton der Metzgermeister. Ja, er fühlt sich auf der moralischen und sozialen Leiter der Menschheit so viel Stufen höher, daß in ihm kein Gefühl aufkommt für diese fahrenden Leute. Wie ich noch unter der Lüre bin, sieht man wankend ein kleines Bäuerlein daher kommen; es hat zu viel von dem genossen, was die Würde des Menschen vernichtet. Der Metzger, der auch eine Wirtschaft hat, brummt verstimmt: „Ach, kommt der noch!“ Es ist ihm offenbar unangenehm.

„Sie werden diesem Mann doch kein Getränk mehr verabreichen?“ ist mein Einwurf.

„Ja, ich darf ihn nicht abweisen, er ist mir ein guter Kunde.“

„So, nicht abweisen, denk' ich. Warum? Er bringt Geld, Geschäft geht vor, und also muß man bessere Empfindungen unterdrücken. Du höher stehendes Meisterlein, bist du wirklich höher als der Seiltänzer? Ist dein Tanz um das goldene Kalb menschenwürdiger als der des Seiltänzers?“

Da sehe ich deutlich eine Familie vor uns, die ich vor vielen Jahren kannte und die auch zum wandernden Volk gehörte. Laß mich dir von ihnen erzählen und dann sag mir, ob du dich noch höher stellst als solche, die mit grünen Wagen von Markt zu Markt ziehen, um ihr Brot auf diese Weise zu verdienen.

In einer unserer schönsten Schweizerstädte liegt eine kranke Frau in einer Privatklinik. Ihre Krankheit ist unheilbar, Kehlkopftuberkulose. Was das eine Wort bedeutet, kann nur der verstehen, der selbst dieses Leiden an Freunden oder Verwandten erlebt oder solche Leidende gepflegt hat. Die Frau hat eines der besten Zimmer der teuren Klinik. Alle 8—14 Tage wird der Patientin durch den berühmten Professor der Kehlkopf gebrannt. Dann liegt sie müde und angegriffen da, darf nicht sprechen und nur kalte Milch und Eisstücklein zu sich nehmen. Immer an diesem Tag sitzt still ihr Gatte neben ihrem Bett, auch müde, denn er kommt mit dem Nachtzug von Rom oder Paris oder irgend einem Ort her. „Nur da sein, Schwester,“ sagt er, „daß meine Frau die Heimat bei sich hat.“ Da sitzt er, sagt kaum etwas, streichelt schweigend ihre Hände, sie lächelt ihn an trotz Schmerzen, glücklich und dankbar, sie verstehen sich so gut! Abends nimmt er Ab-

schied, er muß den Nachtzug wieder benützen. „Schwester, bitte, keine Ausgabe scheuen für meine Frau, das Beste ist nur gut genug, wenn es irgendwie Erleichterung bringt, oh, was war sie mir! Wie wir als junge Leute anfangen mit dem Karussell und von Markt zu Markt wanderten, das Verhängnis uns verfolgte und immer wieder der Regen jeden Verdienst zu nichte machte! Wenn ich allen Mut verlor, da ging sie allein an die Arbeit, richtete mit fester Hand das Karussell auf, und sah ich sie so mutig schaffen, schämte ich mich, ging und half mit, und es war, als ob gerade dann ein Segen über uns käme. Später, als es uns besser ging und wir ein großes Kinzelt hatten, war sie es, die kein Wetter, keine Ermüdung scheute, um Filmaufnahmen zu machen. Dabei gab sie mir 6 gesunde Kinder und war eine gute Mutter. Was wir sind, sind wir durch sie geworden.“ Er sagte all' dies so schlicht und wahr, daß ich ihm beim Abschied fest die dargereichte Hand schüttelte, damit er fühlen konnte, daß ich ihn verstanden, und ich freute mich, einen Menschen gesehen zu haben, einen Menschen, der danken kann, durch die Tat, ohne viel Worte, der nicht alle Hingabe, alle täglichen Opfer vergißt und als ganz selbstverständlich hinnimmt, und, wenn dann nach Jahren der Frau die Kraft versagt, ihrer so schnell überdrüssig wird und alles, was er für sie tun soll, als Last empfindet, so daß die Kranke zu der Schwere des Leidens, das noch Schwerere empfinden muß, daß sie „überzählig“ geworden. — Es war nur ein Mann, der Jahre im grünen Wagen gewohnt hatte! — Laßt mich weiter gehen in meinen Erinnerungen. Das Geschäft der Familie der Kranken kommt in diese schöne Stadt, wo sie sich befindet. Ihr Mann und zwei Kinder wohnen im grünen Wagen. Die Kranke ladet die Schwester und deren Mutter, die eben auf Besuch war, eine Frau Pfarrer ein, mit ihr den grünen Wagen zu besuchen und nach dem Besuch den Aufführungen beizuwohnen. Die Frau Pfarrer hat ob des Ungewohnten etwas Skrupeln. „Im grünen Wagen,“ sagt sie zu ihrer Tochter in der weißen Haube: „das geht doch nicht wohl.“ „Aber, warum nicht, liebe Mutter, was ist dem, was uns Christus lehrt, entsprechender, der Einladung fröhlich zu folgen und damit die Kranke zu erfreuen und ihre Familie damit zu achten oder ihnen durch Ablehnung weh' zu tun, denn sie spüren den Grund davon gar wohl?“ „Dies gab den Ausschlag. Ein kleines Ponygefährt,

vom Sohn der Patientin gelenkt, führte uns zum grünen Wagen, wo seine Schwester uns freundlich in den Wagen geleitete. Wie sah' es da aus! So wohnlich und warm; Küche, Schlaf- und Wohnzimmer äußerst sauber und geordnet, nur alles in Miniatur. Ein ganz einladender Teetisch grüßte uns, die Bedenken der Frau Pfarrer waren über all' diesen Tatsachen verflogen. Dann ging es zu einer Vorstellung; auch da war nur Interessantes zu sehen, große Reisen durch Gegenden, die ja die meisten Menschen nie zu sehen bekommen, dann belehrende Geschichten und ab und zu etwas Belustigendes für die, die gerne lachen. Zwischen jeder Pause kam liebevoll der Sohn, nach der kranken Mutter zu sehen, schob ihr einen Schemel unter die Füße, ein Kissen unter den Rücken und schaute sie so an, daß man nicht wußte, sollte man sich mehr freuen über die Mutter, die einen solchen Sohn hat, oder über den Sohn, der eine solche Mutter hat. Das war ein Sohn, im grünen Wagen erzogen. Meine Mutter konnte nicht anders als ihre Verwunderung ausdrücken, daß es möglich sei, ein fast ideales Familienleben zu haben und solch wohlgezogene Kinder inmitten des Marktes. Da antwortete die Frau schlicht und einfach: „Frau Pfarrer, unter uns wanderndem Volk gibt es Wagenwohnungen, wo meine Kinder nie hinein durften; aber ebensoviele schöne Häuser sind da, in denen ich meine Kinder nicht sehen wollte.“ Hatte sie nicht recht, ist es nicht so, überall hat es Licht und Schatten, wer hat da das Recht, sich wegen seiner äußeren Stellung höher zu dünken? Ein heftiges Gewitter folgte in der Nacht, ich ging von einem Krankenzimmer in das andere, da die Fenster zu schließen, dort beruhigende Worte zu dem einen oder andern zu sagen. „Sie sollen spüren, die so fern von ihrer Heimat sind, daß man sich um sie sorgt. Ich komme auch zu der uns bekannten Patientin. Ich weiß, daß ihr Mann abends abgereist ist und die Tochter allein im grünen Wagen sich befindet. Ich vermute die Mutter in Sorge um ihr Kind zu finden; doch nein, auf eine Bemerkung von mir, erwiderte sie: „Schwester, ist Gott nicht eben so dort wie da?“ Ich war tief beschämt über mich selbst.

Jetzt finden wir die Familie in einer großen Stadt unserer Schweiz, nicht mehr im grünen Wagen, sondern in einer schönen Wohnung mit großem Geschäftslokal. Bei einem Besuch finde ich die Kranke einmal beschäftigt, alle Films aufzurollen, die in der nächsten Vorstellung gegeben werden sollten. Ich sehe, wie sie da und dort ein Stück herausschneidet. Gerade eben hat sie das Bild eines Negerdorfes vor sich. Warum sie schneidet? „Warum,“ ist meine Frage. „Ja, sehen Sie, hier ist eine nackte Negerin, und nun sind Studenten im Kino und auch junge Töchter, und erstere könnten sich Bemerkungen erlauben, die die Gefühle einer Tochter beleidigen würden. Darum schneide ich das Stück heraus. Ich sehe stets alles durch, bevor es vorgestellt wird.“ Dies Feingefühl bei Jemand, der Jahre mit Karussell von Markt zu Markt ging! —

Aber auch Stürme kommen über die Kranke, der älteste Sohn wird von Freunden bestimmt, etwas in das Geschäft einzuführen, dem der Vater widerspricht. Der Sohn aber gibt nicht nach; er kommt zur Mutter. Was tut sie? Obwohl ihr das Herz blutet, sagt sie zu ihm: „Wenn du von deinem Vorhaben nicht abgehst, mußt du aus dem Geschäft, der Vater tut das Rechte und zu ihm stehe ich. Kannst du dich nicht beugen unter des Vaters gütigen Willen, so mußt du von uns getrennt leben, bis du deine Ansicht änderst, ich hoffe nur, das geschieht bevor ich sterbe —“.

Braucht das nicht viel Kraft und muß da nicht eine Ehe von so viel Jahren und Arbeit, eine Kette von Einigkeit und Liebe sein! Und das im grünen Wagen! — Die wackere Frau ist längst nicht mehr hier, ihre Hülle liegt unter dem grünen Rasen und ihr Sein, das, was von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt, ist dort, wo auch jedes von uns hingehet, ob im grünen Wagen oder aus dem oder jenem hochgeehrten Haus, wo sich Hülle und Sein trennt und wo wir sind, was wir in Wahrheit sind, ohne irgend welche Verhüllungen.

An all das mußte ich denken, als ich vom Metzger heimwärts eilte in dem Schneegestöber eines Waientages, an dem Dorfplatz vorbei, wo die Seiltänzer waren.

H. S.-R.

Menschliche und tierische Elektrizität.

Wir wissen heute, daß es keine Lebensverrichtung gibt, die nicht mit Elektrizitätserzeugung verbunden wäre. Dieser Satz gilt uneinge-

schränkt für Mensch, Pflanze und Tier. Der Grund dafür ist einfach genug; er ist in der Tatsache des Aufbaus der tierischen und pflanz-